

HANEUIGKEITEN

Stadtteilmagazin für Halle-Neustadt



Neustadt

im

Wandel

06
2021





Foto: Hanitzsch

Ralf Hühne, Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt, in der DDR-Modellwohnung des Bauvereins

Am Rande der westlichen Neustadt, in der Cloppenburgstraße, scheint in einer 3-Raum-Wohnung die Zeit stehen geblieben zu sein. Auszubildende des Bauvereins haben dort im vorletzten Jahr im Rahmen ihres Abschlussprojektes eine originalgetreue Abbildung einer typischen DDR-Plattenbauwohnung rekonstruiert, sie mit Mobiliar aus der 70er Jahren eingerichtet und mit bunter Tapete geschmückt. Ein fensterloses Bad, eine kleine Durchreiche von der Küche zum Wohnzimmer bestenfalls mit Balkon – so sah für viele Neustädter:innen die bescheidene Wohnrealität aus.

Insgesamt 32 000 Wohneinheiten des Plattenbautyps P2 wurden in der Neustadt errichtet. Der Grundriss der Wohnungen war dabei weitestgehend identisch. Denn die Stadtplaner von einst wollten eine Stadt der Gleichheit erschaffen, in der die Generaldirektoren der Chemiekombinate Leuna und Buna einen Hauseingang mit den einfachen Arbeitern teilen sollten. Sie wollten eine junge Stadt erbauen, in der alle Kinder einen sicheren Platz in der Krippe und Kita vorfinden. Und sie wollten eine Stadt der kurzen Wege erschaffen, in der alle Einrichtungen fußläufig zu erreichen sind und von wo aus die Werktätigen schnell an

ihre Arbeitsplätze in den Chemiekombinaten mit einer kurzen Bahnfahrt gelangen konnten. Kurzum, es sollte eine Stadt errichtet werden, „in der zu leben, für jeden Glückseligkeit heißt“, wie der damalige SED-Bezirkssekretär Horst Sindermann bei der Grundsteinlegung der sozialistischen Planstadt am 15. Juli 1964 stolz verkündete.

Die Modellstadt sollte eine Abbildung der DDR innerhalb der DDR werden. Eine Abbildung der sozialistischen Gesellschaft oder zumindest so, wie sie sich die Staatsführung gerne vorgestellt hatte. Doch wie haben die Neustadt-Pioniere ihre Ankunft erlebt? Wie haben sie sich zurechtgefunden? Welche Hindernisse haben sie überwunden? Welche biografischen Brüche haben sie durchlebt? Welche Krisen haben sie gemeistert? Und was ist aus dem Glücksversprechen von damals mehr als 50 Jahre nach Grundsteinlegung und nach 30 Jahren im wiedervereinten Deutschland verblieben? Dazu haben wir uns auf Spurensuche begeben, mit Neustädtern der ersten Stunde gesprochen, DDR-Oppositionelle getroffen, Stadtrundgänge unternommen, aktuelle Entwicklungen rund um die Neustädter Passage beobachtet und das kulturelle Erbe von HaNeu unter die Lupe genommen.

Der Philosoph

Wir beginnen unsere Zeitreise in der Geschichtswerkstatt. In den Räumen des Bauvereins haben die Archivare Jörg Bittenbinder und Ralf Hühne ihr Büro und ein kleines Museum eingerichtet. Hier stapeln sich zahlreiche zeitgeschichtliche Dokumente wie Zeichnungen, Medaillen, Bücher, Urkunden, Stadtpläne, Geschenke aus der ehemaligen polnischen Partnerstadt Tychy sowie zahllose Fotografien, von denen uns auch für die Illustration dieser Ausgabe einige zur Verfügung gestellt wurden.

Kernstück der Geschichtswerkstatt ist das originale Stadtmodell von HaNeu im Maßstab von 1:1000. Durch Zufall geriet es einst in die Hände von Erwin Bartsch. Der pensionierte Hochschullehrer erhielt vor vielen Jahren einen unerwarteten Anruf vom Schullandheim „Angersdorfer Teiche“, in dem das zehn Quadratmeter große Exemplar nach der Wende untergestellt wurde, mit der Bitte, das Stadtmodell zu übernehmen. Bartsch sagte spontan zu, ohne jedoch zu wissen, wo er es unterbringen sollte. Glücklicherweise

se bot sich in der Geschichtswerkstatt dafür Platz. Auch heute noch stiftet Bartsch dem Stadtteil-Archiv Überbleibsel und Dokumente aus der ehemaligen sozialistischen Planstadt. Der 81-Jährige ist Neustädter aus Überzeugung. 1974 zog er mit seiner Frau kurz vor der Entbindung des gemeinsamen Kindes nach Halle-Neu und bezog eine Wohnung in einem 11-Geschosser in der Nähe des Rennbahnrings. Die Wohnungsübergabe wurde durch Kontingente der Martin-Luther-Universität ermöglicht, in der er eine Assistentenstelle an der Philosophischen Fakultät innehatte. Denn auch wenn Halle-Neustadt in erster Linie Chemiarbeiter beherbergen sollte, erweckte die moderne Wohnausstattung Begehrlichkeiten bei allen Bevölkerungsgruppen.

Freudestrahlend berichtet Bartsch heute noch von der Schlüsselübergabe: „Das war wie ein 6er im Lotto.“ Zuvor hauste er mit seiner Frau in einem kleinen, dunklen, schäbigen Zimmer mit Kohleheizung und Außentoilette in der Nähe der Moritzburg, das er nun bereitwillig gegen eine 2-Raum-Wohnung mit fließend Warmwasser, Zentralheizung und lichtdurchfluteten Räumen eintauschte. Und nach der Geburt der gemeinsamen Tochter war es vor allem die Kinderbetreuung, die dem jungen Paar ein sorgenfreies Familienleben ermöglichte. Krippen- und Kitaplätze wurden für fast jedes Kind geboten und die Schule lag keine fünf Minuten vom Wohnhaus entfernt. Von seinem Fenster aus hat Bartsch jederzeit einen Blick auf den Schulhof werfen können, um seiner Tochter beim Spielen zuzuschauen.

Die Lehrerin

Um Personal für die vielen neuen Schüler zu gewinnen, wurden Lehrer aus allen Himmelsrichtungen angeworben. Dem Ruf folgte unter anderem Gerda Sprotte, die als 28-Jährige gemeinsam mit ihrem ersten Mann und ihren zwei Kindern 1966 in eine

3-Raum-Wohnung im ersten Wohnkomplex (WK) zog, um eine Stelle an der 2. Polytechnischen Oberschule (POS) anzutreten.

Doch die Straße, in der sie wohnte, war damals eine Baustelle. Da die Fußgängerwege noch nicht asphaltiert waren, gehörten Gummistiefel zur Grundausstattung, mit denen sie durch den Matsch schritt und im Schulgebäude gegen Pantoffeln eintauschte. Und anstelle der gradlinigen von den Stadtplanern vorgesehenen Fußgängerwege liefen die Anwohner lieber ihre eigenen schmalen und geschwungenen Trampelpfade. Diese sogenannten „Volkswegen des Willens“ seien später auch gepflastert



Foto: Geschichtswerkstatt

tert worden, meint Sprotte.

Ihr Mann war Architekt und am Aufbau der neuen Stadt beteiligt. Als sie eines Tages eine Architektur-Zeitschrift ihres Mannes aufschlug und einen Beitrag zu den modernen P2-Wohnungen las, meinte sie kurzweg zu ihrem Gatten: „Hier will ich hin!“. Doch ihr Mann trifft mit seinen Entwürfen indes bei den Stadtplanern nicht immer auf Wohlwollen. Abweichungen von den vorgegebenen

Plänen, wie Rundbauten oder alternative Fensterfassungen, wurden nur selten und gegen heftige Widerstände zugelassen. Widersprüche in der Stadtgestalt waren nicht vorgesehen. Außerdem sei die gradlinige, industrielle Bauweise günstiger und schneller gewesen, um dem Wohnungsnotstand im Land Herr zu werden, findet Sprotte.

In Halle-West, wie das Neubaugebiet als Bezirk der Händelstadt damals noch hieß, sollte um jeden Preis der Aufbau forciert werden. Nach der Ausgemeindung und Stadtgründung am 12. Mai 1967 wurde der Namensbestandteil „West“ gestrichen und durch Neustadt ersetzt

– wahrscheinlich auch, um nicht allzu große Gedanken an das kapitalistische Ausland zu wecken.

Auch Fernsehen aus dem Westen war verpönt und konnte über die zentralen Antennenanlagen der Wohnblocks nicht empfangen werden. Viele Neustädter versuchten es daher mit Improvisation. Mit selbstgebastelten Antennen, die aus Fenstern gehalten wurden oder an den Dächern regelwidrig angebracht wurden, wurde es dennoch möglich, in der sozialistischen Musterstadt die Programme der Klassenfeinde zu schauen. Doch der Staatsführung war dies ein Dorn im Auge.

Auch Sprotte bekam den Zorn zu spüren und wurde gar von einem Arbeitskollegen ihres Mannes angeschwärzt. Sie soll heimlich über ihren

"Keine zehn Pferde ziehen mich von hier fort"
Gerda Sprotte



Foto: Geschichtswerkstatt

Kinderspielfeld vor der 2. POS im 1. WK

Nachbarschaft. „Der Betriebsdirektor wohnte gleich nebenan, im Block 10“, sagt Dorn.

Jener 10-Geschosser, der in der Neustadt eher unter den Namen „Weißer Riese“ bekannt war, bot Wohnraum für mehr 2.500 Menschen. 1967 wurde er in Rekordzeit errichtet und rekordverdächtig waren auch seine Ausmaße. Über 380 Meter erstreckt er sich und war damals der längste in der DDR errichtete Wohnblock. Dieser bot unter anderem Raum für Atelierwohnungen und einen eigenen Dachgarten.

Auch das einstige Waren- und Dienstleistungsangebot in der Nachbarschaft war vielfältig. Im fußläufigen Versorgungszentrum konnten die Anwohner im Reparaturservice beschädigte Elektrogeräte abgeben, die durchgetretenen Gummistiefel beim Schumacher schustern lassen und Delikatessen in der ansässigen Gastronomie schlemmen. „Einst habe ich hier Aal in Aspik gegessen, später wurde die Gaststätte nur noch ‚Zum dreckigen Löffel‘ genannt“, erinnert sich der Chemiker.

Im eigenen Haus traf sich Dorn indes mit seinen Nachbarn zu regelmäßigen Arbeitseinsätzen, um etwa Glas und Altpapier zusammenzutra-

Balkon mit einer Antenne Westfernsehen empfangen haben. Der Vorwurf blieb ohne Konsequenzen, denn Frau Sprotte hatten weder einen Balkon und erst recht keinen Fernseher. Ihre Freizeit verbrachte sie stattdessen lieber mit der Bepflanzung der Grünflächen am Hauseingang, die gemeinsam mit den Nachbarn gepflegt wurden. Noch heute schwärmt sie vom Zusammenhalt der damaligen Hausgemeinschaft: „Im Haus waren wir damals alle im selben Alter – Mitte 20 bis Mitte 30. Alles junge Familien.“ Allein in ihrem Hauseingang wohnten damals acht Kinder, heute sind es lediglich drei im gesamten Wohnblock.

Mit der Wende löst sich die gute Hausgemeinschaft zunehmend auf. Viele Nachbarn ziehen eine Wohnung in der Altstadt oder ein Haus im Grünen den ergrauten Plattenbauten vor. Nicht so Sprotte. Zwar wechselt auch sie die Wohnung, allerdings innerhalb der Neustadt: „Keine zehn Pferde ziehen mich von hier fort!“

Der Chemiker

An die funktionierende Hausgemeinschaft erinnert sich auch der ehemalige Leuna-Werksarbeiter Norwin Dorn gern zurück. Die Wohnungen in seinem Wohnblock wurden ausschließlich an Chemiarbeiter vergeben. Seine 2-Raum-Wohnung erhielt er damals über seine Frau, die er beim gemeinsamen Theaterspielen in einer Laiengruppe der Leunawerke

kennenlernte.

Diese musste sich jedoch im Gegenzug dazu verpflichten, ihre Anstellung im Chemiekombinat nicht zu kündigen. Chemiarbeiter wurden zwar bei der Vergabe der Wohnungen bevorzugt berücksichtigt, in den Betrieben gab es aufgrund der oftmals anstrengenden und gesundheitsgefährdenden Arbeit dennoch eine hohe Fluktuation bei den Arbeitskräften. Häufig suchten sich viele Leunawerker daher schnell eine neue Arbeitsstelle, die Neubaugewohnung behielt man aber. Auch Dorns Vorgesetzter lebte in direkter



Foto: Geschichtswerkstatt

Einstmalig prallgefüllte Regale in Neustadts Kaufhallen

gen und an den Sammelstellen abzugeben. Von dem erhaltenen Geld wurde anschließend eine Kiste Bier gekauft und gemeinsam geleert. Zusammengelegt und angepackt wurde auch, um gemeinsame Werkzeuge anzuschaffen und die Kellerräume zu Werkstätten auszubauen. „Das geschah damals alles in Eigen-

len Wohnungsunternehmen wurden im Rahmen des Bundesprogrammes „Stadtumbau Ost“ Häuser renoviert, Etagen zurückgebaut oder gleich ganze Blöcke abgerissen. Durch ein Bundesgesetz wurden viele verschuldete Genossenschaften von ihren finanziellen Altlasten befreit, mussten aber im Gegenzug große Bestände

kleinen Dörfern schließen der Bäcker und der Friseur. Hier ist das alles noch vorhanden“, meint Dorn. Über das schlechte Image der Neustadt ärgert sich der Senior dennoch. Angesprochen auf seinen Wohnort „sage ich dann immer, dass ich im ehemaligen Passendorf wohne“, gib Dorn zu verstehen.



Foto: Geschichtswerkstatt

regie. Das kam weder von oben, noch wurde man darin behindert“, sagt Dorn.

Nach der Wende fanden die Gemeinschaftsräume dann ein jähes Ende. Doch der DDR weint der Chemiker keine Träne nach. Unglücklich darüber, was mit seinem Stadtteil geschah, ist er allerdings schon.

Mit großem Argwohn betrachte Dorn vor allem die Entwicklung des Südparks. Schon zu DDR-Zeiten hatte dieser am Rande der südlichen Neustadt gelegene WK die geringste Wohn-, Aufenthalts- und Versorgungsqualität. Anstatt utopischen Zukunftsvisionen nachzueilen, wurden zum Beginn der 80er Jahre an der als Naherholungsgebiet vorgesehenen Reservefläche nun schnell Häuserblocks hochgezogen, um dem andauernden Wohnungsmangel insbesondere für kinderreiche Familien zu begegnen.

Doch mit der Wende lässt die Nachfrage nach der Platte schnell nach. Zeitweilig stand jede dritte Wohnung leer. Von den kommunalen

privatisieren. Zuzug gab es anschließend vor allem durch Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger und Geflüchtete – all diejenigen, die sich andere Wohnlagen in Halle nicht leisten können. Nirgendwo ist die Armutsquote in Halle so hoch wie im Südpark. Dorn sieht sich dabei an das Manko des DDR-Städtebaus erinnert: „Schon damals lebten viel zu viele Menschen in uniformierten Wohnbereichen - aus der ganzen Republik wurden Menschen angesiedelt. Eine nicht gewachsene Stadtbevölkerung, die bekommt man nicht in den Griff.“

Und dennoch hat Dorn in der Neustadt Wurzeln geschlagen. Zwar hat er die Plattenwohnung inzwischen gegen ein eigenes Haus eingetauscht, doch fortziehen will er nicht. Und auch wenn aus HaNeu mittlerweile eine Schlafstadt geworden sei, die kurzen Wege, medizinische Versorgung und die gute Anbindung an die Altstadt zahlen sich dennoch aus. Viele Leute, die etwa in den Saalekreis gezogen sind, würden heute ihre Entscheidung bereuen. „In den

Der "Weiße Riese" war mit 380 Metern zeitweilig der größte Wohnblock der DDR.

Altes muss Neuem weichen

Denn die Neustadt wurde nicht nur auf der grünen Wiese gebaut. Auch Altes musste Neuem weichen und so fiel die Ortschaft Passendorf Ende der 1960er Jahre den Abrissbirnen zum Opfer. Einige Wohnhäuser, die freiwillige Feuerwehr, eine Kirche und das Schloss erinnern noch an das Vergangene.

Der Philosoph Erwin Bartsch hatte nach der Wende den Verein „Heimatabund Passendorf“ ins Leben gerufen, um das Andenken wach zu halten. Am Zollrain verlief einst die Grenze zwischen Preußen und Sachsen. Passendorf wuchs daher schnell zu einem Schmugglerort für unverzollte Waren. Als in Halle zum Beginn des 18. Jahrhunderts gottesfürchtige Pietisten die Macht an sich rissen und Kneipen und Unterhaltung aus

der Stadt verbannten, wurde Passendorf zu einem beliebten Ausflugsziel. Studenten stritten und debattierten in durchzechten Nächten und Spiel, Tanz und Theater lockten Vergnügungswillige aus dem konservativen Halle. Der Frühaufklärer Christian Wolff findet hier nach seiner Verbannung aus Halle zeitweilig Unterschlupf. Dreh- und Angelpunkt des bunten Treibens war unter anderem die Gaststätte „Drei Lilien“, an ihrer Stelle befindet sich heute eine Tankstelle.

Im ehemaligen Rittergut hatte Bartsch nach der Wiedervereinigung mit seinem Verein einige Räume bezogen, Ausstellungen organisiert und Konzerte abgehalten. Jahrelang setzte er sich mit seinem Verein dafür ein, das Gebäude vor dem Verfall zu bewahren und als kulturelle Begegnungsstätte zu erhalten. Die Stadt hatte indes andere Pläne. Das Rittergut wurde versteigert und verkauft, die Stallung zu Reihenhäusern umgebaut und Appartements fürs altersgerechte Wohnen geschaffen. Im Schlösschen residiert nun der Investor Igor Sikan und den Briefkästen zufolge ein gutes Dutzend Unternehmen. Zur DDR-Zeit diente es noch als Kulturhaus, das unter anderem eine Musikschule beherbergte und für Veranstaltungen der FDJ genutzt wurde.



Foto: Geschichtswerkstatt

Die letzten Wohnhäuser im ehemaligen Passendorf vor den neuerrichteten Plattenbauten

Die Opposition

In der Passendorfer Gemeinde – einen Steinwurf vom Schlösschen entfernt – tritt Lothar Rochau 1977 nach vierjähriger Ausbildung seine erste Stelle als Jugenddiakon an – es wird zugleich seine Letzte sein. Der junge Geistige stammt aus atheistischem Elternhaus. Sein Vater war SED-Funktionär. Den Bruch zu den Überzeugungen seiner Eltern vollzog sich während seines 18-monatigen Grundwehrdienstes. Die ständige Gefechtsbereitschaft und das System aus Befehl und Gehorsam widersprachen allem, für das er eintrat.

In Halle-Neustadt wollte Rochau Angebote für diejenigen Jugendlichen schaffen, die sich in den staatlichen Massenorganisationen nicht aufgehoben fühlten. „Von der Wiege bis zur Bahre war alles in der DDR vorgeplant. Das langweiligste Land der Welt. Unsere Vorstellung war: Wenn wir nichts unternehmen, dann passiert auch nichts“, meint Rochau. Mit der sogenannten „Offenen Arbeit“ wollte Rochau diesen Leuten, die kaum jünger waren als er, bei ihren Alltagssorgen helfen, aber vor allem einen Raum bieten, in dem die Scheuklappen abgelegt und ehrlich diskutiert werden konnte.

Leerstehender Wohnblock im Südpark

In einem kleinen Bauwagen, den die Gemeinde bereitstellte, lief vom Tonband Musik von den Doors oder den Rolling Stones. Es wurde und gequarzt, aber vor allem offen debattiert, abweichende Meinungen zugelassen und die Andersartigkeit eines jeden Menschen akzeptiert. „Uns waren immer zwei Dinge suspekt: Wenn Leute in Schubladen gesteckt werden und wenn jemand mit fertigen Konzepten auftrat.“ Und Diskussionsstoff gab es reichlich: alternative Lebensformen, Umwelterstörung, die Oppositionsbewegungen im benachbarten Polen und Reisefreiheit. Doch in den Westen zu gehen und die Heimat verlassen, das war für die Teilnehmer anfänglich kein Thema.

Die jungen Leute, die bei Rochau ein- und ausgingen, sind indes auch vielen Gemeindemitgliedern suspekt gewesen. Mit ihren langen Haaren, zerrissenen Jeans und Jesuslatschen waren sie als „Blueser“ oder „Gammler“ bei den wenigen praktizierenden Christen in HaNeu berüchtigt. Doch diese kleine Minderheit, die nicht nur wegen ihrer Erscheinung, sondern auch aufgrund ihrer gesammelten Lebenserfahrungen in kein vorgefertigtes Schema passte, packte an und machte sich auf, die Gemeinde zu verändern. Bei den alljährlichen Werkstagen wurde das Kirchengelände genutzt, um ein kleines Festival zu veranstalten. 800 Mark der DDR standen Rochau im



Jahr für die Offene Arbeit zur Verfügung. Bis zu 10.000 Mark hatte indes die Veranstaltung einer Werkstatt gekostet. „Das haben die Teilnehmer mit ihren Lehrlingsgehalt bezahlt“, sagt Rochau. Letzte Überbleibsel sind Graffiti an der Kirchwand, die noch heute von den Kosten für Bratwurst und Bier zeugen. Künstler und Musiker traten auf und hunderte junger Menschen aus der ganzen Republik reisten an, um an dem Event teilzunehmen. Doch die Auswahl der Gäste sorgt bei der Kirche für Missmut. So sollte Rochau den Auftritt der Liedermacherin Bettina Wegner

im Gastronom am Tresen steht und dort interessiert den Gesprächen der Neustädter lauscht, treibt ein doppeltes Spiel. Von den konspirativen Treffen fertigt er Berichte an, die der Staatssicherheit maßgeblich dabei helfen wird, die Anklageschrift für die Denunzierten zu formulieren.

Der Keim des Misstrauens, den die Stasi innerhalb der Passendorfer Gemeinde gesät hat, geht auf. Rochau steht nun auch bei der Kirche vor Rechtfertigungsdruck. „Zwei junge Menschen sind verhaftet worden, während es sie nichts gekostet hat“, wird der Diakon von dem Bischof

gepfuscht. Das System war krank, das hatte eine Sicherheitsneurose.“

Auch die Beziehung zwischen ihm und der Kirche war da bereits auf dem Nullpunkt. Doch noch schützt ihn seine Anstellung vor der Verhaftung. Zum März 1983 wird Rochau gekündigt. Am Weltumweltag, den 05. Juni desselben Jahres, organisiert Rochau zusammen mit seinen Mitstreitern eine Fahrraddemo zu den Buna-Werken. Denn die hiesige Chemie-Industrie brachte nicht nur Brot, Wohlstand und Schönheit, wie ein beliebtes Motto der SED-Regierung vorgab, sondern rief eine im-

**„Grade, klare Menschen wär'n ein schönes Ziel.
Leute ohne Rückgrat haben wir schon zu viel.“
Bettina Wegner**

abblasen, die wegen ihrer kritischen Texte mit einem Auftrittsverbot in der DDR belegt war. Eine Zeile ihres Liedes „Kinder“ lautet: „Grade, klare Menschen wär'n ein schönes Ziel. Leute ohne Rückgrat haben wir schon zu viel.“ Und Einknicken, das wollten Rochau und seine Gruppe um keinen Preis.

Doch dem Diakon und seinen Weggefährten wird sein Handeln noch teuer zu stehen kommen. Das Treiben der jungen Gemeinde hatte bereits die Staatssicherheit auf den Plan gerufen. „Denn in der sozialistischen Neubaustadt sollte nichts anbrennen. Da sollte unter keinen Umständen etwas Negatives in der Westpresse zu lesen sein“, meint Rochau. Berichte über die Offene Arbeit und die Werkstatttreffen landen daher gar auf dem Schreibtisch von Erich Honecker.

Mit vier Mitstreitern arbeitet Rochau damals an einer kritischen Denkschrift zur DDR. Inspiriert vom Dissidenten Rudolf Bahro bringt die Gruppe eine Auseinandersetzung mit dem real existierenden Sozialismus zu Papier. Doch bevor die Schrift in den Druck geht, fliegt die Gruppe auf. Zwei Mitstreiter werden verhaftet und zu zweieinhalb Jahren Haft wegen staatsfeindlicher Hetze verurteilt. Rochau geht indes vorerst straffrei aus der Affäre – aus Quellenschutz, wie aus seiner Stasiakte später zu erfahren ist. Denn einer der Autoren, der in den Nächten als Wirt

zu hören bekommen. Von der Stasi wird er gezielt verleumdet und diskreditiert. Telefongespräche werden abgehört, Rochau bei Treffen mit Oppositionellen beschattet, Frauengeschichten und andere pikante Einzelheiten aus dem Privatleben des jungen Geistigen offengelegt.

Der Rufmord war gezielte Methode, um Rochau innerhalb der Kirche zu isolieren. Mit Mitteln der Psychologie sollte die geistige Integrität des Diakons vernichtet werden. „So ein Gefühl lässt sich kaum beschreiben, es ist so, als ob dir jemand jeden Tag ein Stück mehr Boden unter den Fü-

mense Umweltkatastrophe hervor. Die Saale galt damals als einer der schmutzigsten Flüsse Europas und in der Nachbarschaft zu den Kombinatn litten Kinder unter Atemwegserkrankungen.

Drei Wochen später wird Rochau verhaftet und im Stasigefängnis „Roter Ochse“ eingesperrt. Nach dreimonatiger Untersuchungshaft wird Rochau zu drei Jahren Freiheitsentzug verurteilt. Sein Rechtsanwalt Wolfgang Schnur legt Rochau schließlich nahe, einen Ausbürgerungsantrag zu stellen. Was Rochau zu dem Zeitpunkt nicht weiß – auch sein eigener



Foto: Rochau

ßen wegzieht“, sagt Rochau. Vertrauen konnte Rochau lediglich auf die Teilnehmer seiner Veranstaltungen. Doch auch hier wirbt die Stasi erfolgreich inoffizielle Mitarbeiter an. „91 IMs haben in meinem Leben herum-

*Teilnehmer:innen der
Werkschafftstreffen in HaNeu*

Anwalt stand auf der Gehaltsliste der Stasi und hatte aktiv an der Entlassung Rochaus und der Zerschlagung der Offenen Arbeit hingewirkt. Schnur wird in der Wendezeit Vorsitzender der Partei „Demokratischer Aufbau“ und trat zur ersten freien Volkskammerwahl im März 1990 in der sogenannten „Allianz für Deutschland“ mit der CDU für einen schnellen Beitritt der DDR zur BRD ein. Eine Pastorentochter machte er zu seiner Pressesprecherin – es ist die heutige Bundeskanzlerin Angela Merkel.

Nach Intervention der Bundestagsfraktion der Grünen beim Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker stellt Rochau einen Antrag auf Entlassung aus der DDR-Staatsbürgerschaft.

"91 IMs haben in meinem Leben herumgepfuscht." Lothar Rochau

Zum 01. Dezember 1983 wird er schließlich in die BRD abgeschoben. Der Tagesschau ist dies ein Beitrag wert, den die Neustädter heimlich vor ihren Fernsehgeräten schauen können. Ein Jahr später folgt Rochaus Familie ihm nach. Am 10. November 1989 – ein Tag nach dem Mauerfall – kehrt Rochau nach Halle zurück.

Rochaus einstmalige Mitstreiter:innen aus der Offenen Arbeit blieben in der Oppositionsbewegung aktiv, boten dem Staat die Stirn und halfen etwa dabei 1989 den Betrug bei den Kommunalwahlen in der DDR aufzudecken oder die Stasi-Behörde in Halle-Neustadt zu erstürmen und Akten zu schützen, die der Geheimdienst nun schnellstmöglich vernichten wollte. Die Bürgerrechtlerin Katrin Eigenfeld, einstige Aktivistin in der Offenen Arbeit, begründete die Initiative "Neues Forum", welches am Runden Tisch die Demokratisierung der DDR einleitete.

Die Stadtchronistin

Unter den Unterzeichnern des Neuen Forums findet sich auch der Name von Gudrun Hensling. Vier Tage nachdem sie ihre Unterschrift gesetzt hat, wird die Oppositionelle Katrin Eigenfeld verhaftet und deren Wohnung durchsucht. Hensling

stockt der Atem, als im Radio von der Verhaftung berichtet wird.

Sie fürchtet Repressalien – nicht nur für sich – sondern vor allem für ihren Sohn, der damals seinen Militärdienst absolvierte. 1967 zog Hensling mit ihrem Mann kurz nach der Geburt des gemeinsamen Sohnes nach HaNeu. Ihre Wohnung im Thalerweg war eigentlich einer alten Dame zugesprochen, die in einem Abbruchhaus wohnte, das dem Bau der Hochstraße weichen musste, die Alt- und Neustadt miteinander verbindet.

Die ersten beiden Jahre verbringt Hensling die meiste Zeit zuhause. Denn für die junge Mutter ließ sich trotz der vielfach gelobten Betreuungsmöglichkeiten kein Krippenplatz

in die Nacht vor ihrem Schreibtisch und fertigt Retuschen von Negativen an. „Ich habe keinen Feierabend gekannt“, sagt Hensling.

In ihrer verbliebenen Freizeit dokumentiert sie den Aufbau der Chemiarbeiterstadt und hält spontane Alltagsszenen fest, die ihr zufällig vor den Sucher kommen. Zusätzlich verdient sie ab 1975 ihren Unterhalt mit Standfotografien bei Film- und Fernsehproduktionen in Berlin-Adlershof. Doch mit der Wende vergeht auch der Glanz der ostdeutschen Traumindustrie.

Viele einstige Weggefährten verliert sie in der Wendezeit aus den Augen, auch weil die Neustädter erstmals nach der Wiedervereinigung Straßennamen erhalten, die das bisherige System aus Blocknummern ersetzte. Von den Stadtplanern als Meisterwerk der Kybernetik gepriesen, sollten die Blocknummern



Foto: Hanitzsch

Gudrun Hensling in ihrem Büro

in der Neustadt auftreiben. Für die gebürtige Dresdnerin eine schwierige Zeit. Der Anschluss fällt ihr daher sichtlich schwer. „Ich hatte gehofft, wieder nach Dresden zu gehen. Ich kannte hier doch niemanden“, meint Hensling. In der Elbmetropole hatte sie das Fotohandwerk gelernt, ihren Meister abgelegt, in der Denkmalpflege und auf internationalen Messen gearbeitet. In Halle-Neustadt verdient sie als Leiterin des ersten Fotoateliers mit Pass-, Hochzeits- und Babyfotos ihren Lebensunterhalt. Doch der Verdienst reicht kaum zum Leben. Abends sitzt Hensling daher bis spät

unter anderem der Post bei der elektronischen Verarbeitung von Briefsendungen behilflich sein. Allein die Blocknummer war ohne weitere Ortsangabe für die Zustellung ausreichend. Vom Stadtzentrum ausgehend wurden alle Blöcke im Uhrzeigersinn durchnummeriert. Doch die Post hatte die Blocknummern niemals elektronisch verarbeitet und auch den meisten Anwohnern blieb der Sinn und die Orientierung anhand der kryptischen Blocknummern unverständlich. Die Stadt erschloss



Fotos: Hensling

Die Franckeschen Stiftungen vor und nach der Restauration

man sich daher auch anhand markanter Gebäude. Blaues Wunder, krummer Hund oder Plasteblock hießen die Ortsmarken, wie sie in der Umgangssprache genannt wurden. Vor vielen Jahren erhielt Hensling einen unerwarteten Anruf. Am anderen Ende der Leitung sprach die Regisseurin Christa Mühl: „Gudrun! Ich habe dich schon gesucht, doch überall steht nur Halle-Neustadt, Block 659, Haus 3.“ Henslings Wohnblock steht heute nicht mehr. Die Wohnung, die sie zuvor zu viert auf 48 Quadratmetern bezog, hat sie mittlerweile gegen eine geräumige Eigentumswohnung eingetauscht. Doch Fortziehen kam für sie nicht infrage.

Im Mai 1990 stimmen die Neustädter durch Volksentscheid für die Wieder-Eingemeindung in die Saalestadt. Noch vor der deutschen ge-

lingt die Hallenser Wiedervereinigung. Die kleine DDR innerhalb der DDR hört auf zu existieren. Anfänglich werden die Neustädter von der Stadt mit offenen Armen empfangen. Hoffte man doch vergebens durch den Bevölkerungszuwachs, sich gegen Magdeburg im Wettstreit um die neue Landeshauptstadt durchzusetzen. Die Wende stellt viele Neustädter indes vor neue Herausforderungen: Arbeitslosigkeit, Fortzug, Leerstand und Rechtsextremismus bestimmen die Schlagzeilen über HaNeu. In der Kammstraße, in der Hensling das erste Fotoatelier der Neustadt aufbaute, werden nach der Wende Neonazis ein Haus besetzen und von

dort aus die Nachbarschaft terrorisieren und Menschen verfolgen, die nicht in ihr Weltbild passen – eine No-go-Area selbst für Polizisten.

Hensling, die mittlerweile bei der Universität beschäftigt ist, verliert ihre Anstellung im Zuge von Sparzwängen und Personalkürzungen. Doch die heute 80-Jährige, die sich durch ihre Arbeit beim Fernsehen und in der Denkmalpflege im Bereich der Porträt- und Architekturfotografie einen Namen gemacht hatte, wird in ihren letzten Arbeitsjahren auf die vielleicht wichtigste Stelle ihrer Karriere berufen.

Als Stadtfotografin soll sie nicht nur Politik und Prominenz ablichten, sondern zugleich den Wiederaufbau und das Zusammenwachsen von Alt- und Neustadt dokumentieren. Halles Altstadt, die zwar vom Krieg weitestgehend verschont geblieben ist, aber während des Bestehens der DDR kaum über Investitionsmittel verfügte, um die historische Bau-

substanz zu erhalten, erlebt nach der Wende eine neue Blüte.

Für ihre Ausstellungen hat Hensling Collagen erstellt und dabei die einstigen Motive aus einem halben Jahrhundert Schaffenszeit erneut abgelichtet, um den Wandel der Stadt darzustellen und die Erinnerung wach zu halten. Einige ältere Besucher waren beim Anblick gar zu Tränen gerührt. „Da hat sich der ganze Aufwand schon gelohnt“, meint Hensling freudestrahlend. Altes und Neues zu kontrastieren, darin sieht die Fotografin auch eine Möglichkeit, um das negative Image der Neustadt aufzupolieren: „Damit die Leute nicht nur meckern, sondern sehen, dass sich was tut. Wie schlimm sah denn beispielsweise die Altstadt vor der Sanierung aus? Das müssen die Hallenser doch auch mal anerkennen.“

Negative Neustadt

Eine ungewöhnliche Perspektive auf den Stadtbezirk bot zuletzt die Ausstellung „Negative Neustadt“. Jugendliche waren aufgefordert, Handyfotos von markanten Orten, Lieblingsplätzen und zufälligen Schnappschüssen bei den Veranstaltungen aus Streetworkern, Kultur- und Sozialakteuren sowie dem Quartiersmanagement einzureichen.

Hunderte Fotos wurden eingeschickt, von denen die eindrucksvollsten ausgewählt und anschließend digitale Negative davon erstellt wurden, deren Gestalt bei den Betrachtern zum Nachdenken anregt. Denn Halle-Neustadt ist nicht nur schwarz-weiß. Vom 18. bis 21. November wurden die Negative mit Beamern durch die Fenster der Passage 13 projiziert und im sozialen Netzwerk Instagram unter dem Hashtag #in82tagendurchneustadt geteilt. Denn am 17. März wollte man die Fotos schließlich auch in der analogen Welt der Öffentlich-



Foto: Negative Neustadt

Foto aus der Ausstellung Negative Neustadt

keit präsentieren. Doch Corona machte den Organisatoren einen Strich durch die Rechnung. „Die Ausstellungseröffnung hat interessante Gespräche eröffnet und wir haben viel positives Feedback erhalten“, sagt Streetworkerin Nicole Seifert. Abzüge der Fotos wurden auch in



Foto: Negative Neustadt

der Altstadt plakatiert. Denn die Veranstalter:innen erhoffen sich mit der Ausstellung einen langfristigen Dialog über die eigene Wahrnehmung hinweg zu eröffnen und eine Diskussion über Lebensqualität und ein tolerantes Miteinander in Halle-Neustadt anzuregen.

Kunststadt HaNeu

Gudrun Hensling indes fotografiert nach wie vor ausschließlich analog. Gegenstand ihrer Fotografien ist dabei immer wieder auch die Kunst im öffentlichen Raum. Insbesondere die Skulpturen in der Galerie im Grünen haben es ihr angetan. Für den Kunstatlas der Neustadt hat sie zahlreiche Kunstwerke abgeleitet. Nahezu 100 Werke architekturbezogener Kunst zählt der Atlas zur Jahrtausendwende, die seit der Grundsteinlegung geschaffen wurden. Zur politischen Wende waren es einstmalig fast doppelt so viele. Hinzu kommen zahlreiche architektonische Baumaßnahmen, die die durch die rechtwinklige Anordnung und die industrielle Fertigbauweise in Massenproduktion verursachte Monotonie aufbrechen sollten – etwa durch den Einsatz der sogenannten HP-Schalendächer oder plastischen Ornamente an den Hausfassaden und fensterlosen Giebelwänden. Strukturwände aus Beton sollten

die räumliche Unterteilung der Freiflächen stärker herausstellen.

An der Kunsthochschule Burg Giebichenstein, die sich innerhalb der DDR zu einem Zentrum des Industriedesigns entwickelte, wurde dazu eigens eine neue Abteilung für künstlerische Baugestaltung geschaffen. Zudem sollten die Kunstwerke die Architektur nicht nur ausschmücken, sondern wechselseitig beeinflussen. Um die Ebenbürtigkeit von Kunst und Bau zu erreichen, wurde 1966 in Halle-Neustadt eigens ein Beirat aus Architekten, Künstlern, Stadtplanern und Politikern eingerichtet und mit einem Budget von 8 Millionen DDR-Mark ausgestattet, um Kunst zu kaufen, zu konzipieren und umzusetzen. Für jeden Wohnkomplex wurden dazu inhaltliche Schwerpunkte gesetzt. So sollten im 1. WK in erster Linie Werke zu den Themen Völkerfreundschaft, internationale Solidarität und antikolonialen Befreiungskämpfen geschaffen werden. Doch nur ein Bruchteil dessen, was geplant wurde, ist auch realisiert worden. Stattdessen beschränken sich die geschaffenen Kunstwerke im öffentlichen Raum hauptsächlich mit Alltagsszenen, die das familiäre Zusammenleben illustrieren, spielenden Kindern oder Tierfiguren.

Doch auch ideologische Thematik wurde realisiert, vordergründig durch monumentale Kunstwerke. Auffälligstes Beispiel dafür sind die Wandbilder des spanischen Künstlers Josep Renau. Der Maler, der seine Heimat nach dem Bürgerkrieg und der Machtübernahme der Fa-

HP-Schalen

Hyperbolische Paraboloidschalen kamen in der Neustadt unter anderem auf den Dächern der Delta-Kindergärten zum Einsatz. Mit den doppelt gekrümmten Schalenkonstruktion konnte mit industriellen Fertigteilen ein günstiger, stabiler und ästhetischer Gegensatz zu den rechtwinkligen Wohnblöcken gesetzt werden. Obwohl der Erfinder der Schalendächer, Herbert Müller, bereits 1951 ein Patent auf die Bauweise angemeldet hatte, kam die Bauweise in der DDR erst Anfang der 1960er Jahre zum Einsatz.



Foto: Geschichtswerkstatt

schisten verlassen musste, kam im mexikanischen Exil mit Muralisten wie Diego Rivera oder David Alfaro Siqueiros in Kontakt, die mit ihren Wandgemälden die Kunst im öffentlichen Raum als identitätsstiftendes Merkmal wieder integrieren und sie nicht auf ihren Ausstellungswert in Museen und Sammlungen beschränkt sehen wollen. Diese Begegnungen werden für Renau künstlerisches Schaffen prägend sein.

Der überzeugte Kommunist siedelt Ende der 50er Jahre in die DDR über, arbeitet zunächst als Grafiker und entwirft Fotomontagen und Zeichentrickfilme. 1967 wird er vom Kunstbeirat der Neustadt beauftragt ein ganzes Panoramamas im Bildungs-



Foto: Geschichtswerkstatt



zentrum zu gestalten. Renau plant ein Werk gigantischen Ausmaßes: fünf Wandbildern an vier verschiedenen Gebäuden, die auf einer Länge von 1,5 Kilometern als künstlerisches Ensemble wirken und aus einzelnen 15 mal 15 Zentimeter großen Keramikplatten bestehen sollten.

Gestattet und realisiert wurden lediglich drei Wandbilder. Das Werk „Marsch der Jugend in die Zukunft“ an der ehemaligen Klubmensa ist heute nicht mehr erhalten – eine Rekonstruktion befindet sich mittlerweile in Renaus Heimatstadt Valencia. Auch die erhaltenen Werke am Gebäude der heutigen Ausländerbehörde thematisieren ideologische Motive. Doch Renaus Entwürfe wur-



den zunächst von den politischen Funktionären zerrissen. Seine Konzepte erschienen den Auftraggebern als zu unbedeutend und uneindeutig. Doch der Künstler machte sich nicht nur Gedanken zum dargestellten Gegenstand, sondern entwickelte Methoden, um die bestmögliche Wirkung seines Schaffens zu ermöglichen. Er beobachtete die Bewegung der Fußgänger, studierte die Wegeplanung, nahm Sichtstudien aus der Perspektive der Betrachter vor und durchdachte das komplexe Zusammenspiel von Licht und Farbe zu verschiedenen Tageszeiten.

Neuer Anstrich für die Passage

Kunst als identitätsstiftendes Merkmal der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, darin sieht auch die Freiraumgalerie ihre Aufgabe.

Das Künstlerkollektiv begann 2012, im Stadtquartier Freiimfelde ihre ersten Wandgemälde zu gestalten. Zu einem Zeitpunkt, als der Stadtteil deutschlandweit den größten Leerstand zu verzeichnen hatte, wollten die Künstler:innen den Häusern zu einem neuen Anstrich verhelfen und haben gemeinsam mit der ansässigen Bevölkerung Kunstwerke entworfen und umgesetzt. Grundgedanke dabei war, die Anwohner als gleichberechtigte Akteure zu beteiligen und deren Wünsche in die Kunstwerke einfließen zu lassen. Das Projekt erhielt bundesweite Aufmerksamkeit und wurde mit Preisen ausgezeichnet. Mittlerweile wurde der Stadtteil erfolgreich aufgewertet, der Leerstand weitestgehend beseitigt. Doch auch viele der einstigen Kunstwerke wurden von den neuen Hauseigentümern entfernt.

Seit 2016 ist die Künstlergruppe mit dem Programm „ha:neo“ auch in Halle-Neustadt aktiv, doch diesmal will man sichergehen, dass die Wandbilder nachhaltig die Stadtgestalt prägen. Wie einst auch Renau hat die Gruppe Methoden und Leitlinien entwickelt, um den Kunstwerken zur bestmöglichen Umsetzung zu verhelfen. Dazu wurden zunächst sämtliche infrage kommenden Giebelwände und Hausfassaden in HaNeu erfasst, kartografiert und



Foto: Freiraumgalerie

katalogisiert. Um die geeigneten Wandflächen besser einschätzen zu können, wurden die sie anschließend auf ihre Bausubstanz geprüft und aus verschiedenen Perspektiven betrachtet. Die Fußwege der Passanten wurden studiert, der Einfluss des Lichts zu unterschiedlichen Tages- und Jahreszeiten untersucht und selbst der möglicherweise störende Einfluss von Bäumen, Sträuchern und Verkehrslärm miteinbezogen.

Doch um auch die Akzeptanz der Bewohner:innen zu gewinnen, ging es der Gruppe vor allem darum, die Menschen vor Ort frühzeitig und umfassend an der Gestaltung zu beteiligen. Bekannte Werke sind unter anderem die vom Renau-Schüler und Burg-Professor Ulrich Reimkasten gestaltete Giebelwand in der Mark-Twain-Straße. Das aus 33.000 kleinen, farbigen Quadraten bestehende Kunstwerk orientiert sich bei der Anordnung und Farbgestaltung der Rechtecke am Zahlensystem des Mayakalenders.

Auch ein Wandgemälde an der Schulfassade des Christian-Wolff-Gymnasiums erhielt große Aufmerksamkeit. Nicht zuletzt auch, da den Künstlern mit der Darstellung eines aus Sicht der Kritiker lasziv blickenden Mädchens Sexismus vorgeworfen wurde. Doch das Motiv kam auf ausdrücklichen Wunsch der Schüler:innen zustande und wurde zuvor in einem gemeinsamen Workshop entwickelt. Die Diskussion um das Wandgemälde wurde schnell zum Aufreger und Stadtgespräch. Zwar ist man mit der



missverständlichen Deutung des Wandgemäldes unzufrieden, „dennoch ist es gut, wenn Kunst im öffentlichen Raum auch Debatten anstoßen kann“, meint Philipp Kienast von der Freiraumgalerie.

Einstürzende Neubauten

Direkt im Zentrum der Neustadt hat die Gruppe kürzlich ihr neuestes Projekt umgesetzt. Zusammen mit der spanischen Künstlergruppe Boa Mistura hat man die Wände im Erdgeschoss der Hochhaus Scheibe D gestaltet. Mit einem großflächigen Muster hebt sich nun der Aufgang zum Jobcenter in strahlend bunten Farben von dem grauen Beton der angrenzenden Gebäude ab. Utopie lautet das Motiv der Fassadengestaltung, mit dem sich die spanischen Künstler:innen auf das einstmalige Glücksversprechen von HaNeu beziehen wollen.

Doch ein wenig Farbe wird kaum ausreichen, um das Neustädter Wahrzeichen und Gebäudeensemble der Hochhaus Scheiben im neuen Glanz erstrahlen zu lassen. Denn von den fünf Hochhäusern stehen vier seit mehr als 20 Jahren leer. In der einzigen renovierten Scheibe residiert das Jobcenter. Die Scheiben, die als Pendant zu den fünf Türmen der Hallenser Altstadt Anfang der 70er-Jahre mithilfe schwedischer Technologie in der sogenannten Monolith-Bauweise errichtet wurden und gemeinsam mit der nach holländischem Vorbild errichteten Fußgängerpassage internationalen Charme in die Neustadt bringen sollten, fanden auch über die Grenzen der DDR hinweg Beachtung und Anerkennung.

Als leer stehende Spekulationsobjekte sind die Scheiben heute zum Sinnbild einer gescheiterten Stadtentwicklung geworden und trüben das Stadtbild. Die Stadt musste sogar Baugerüste anbringen, um die vorbeigehenden Fußgänger vor der brüchigen Fassade zu schützen. Gar ein Abriss des 18-geschossigen Gebäudeensembles stand daher zwischenzeitlich zur Debatte.

Doch mittlerweile tut sich wieder was. Durch einen Bürgerentscheid, der zeitgleich zur Bundestagswahl



Foto: Geschichtswerkstatt

2017 stattfand, stimmte eine Mehrheit der Hallenser Wähler, dass die Scheibe A Sitz der Stadtverwaltung werden solle. Bis zu 450 Arbeitsplätze werden dadurch in der Neustadt angesiedelt werden. Von den Arbeitspendlern verspricht sich die Stadt unter anderem eine Kaufkraftsteigerung und Wiederbelebung der Neustädter Passage. Die Scheibe A wurde anschließend versteigert. Der Plan sieht vor, dass der neue Investor das Hochhaus saniert und sich die Stadt für dreißig Jahre in das Gebäude einmietet. Doch das Projekt verzögerte sich abermals. Inzwischen hat die Saalesparkasse die Immobilie übernommen und die Sanierungsarbeiten abgeschlossen. 30 Millionen Euro wurden verbaut.

Der Umzug in die Scheibe A soll bis Ende Juli abgeschlossen werden. Als Leuchtturmprojekt soll die Sanierung auf das Stadtteilzentrum ausstrahlen und die bisherigen Eigentümer der verwahrlosten Hochhaus Scheiben zu neuen Investitionen motivieren. In der Scheibe C, in der ein Privatinvestor mehr als 300 barrierefreie Wohnungen schaffen will, wurden bereits knapp 3,7 Millionen Euro an öffentlichen Fördermitteln bewilligt. Durch eine Spende sollte der Eigenanteil der Stadt an den Fördermitteln auf null gesenkt werden.

Doch die Bauarbeiten sind inzwischen wieder ins Stocken geraten. Denn die Kosten der Sanierung fallen nach Einschätzung des Bauherrn deutlich höher aus als geplant. Obwohl eine von der Stadt in Auftrag gegebene Wirtschaftlichkeitsprüfung von der Baugleichheit der Scheiben ausging, moniert der Investor die mangelhafte Statik der Scheibe C, die erst durch Abbrucharbeiten aufgedeckt worden seien. Einzelne Mitglieder des Stadtrats wollten dies nicht mittragen und die bereits ausgezahlten Fördermittel vom Investor zurückfordern. Eine knappe Mehrheit im Stadtrat beschloss hingegen, zusätzliche Städtebaumittel in Höhe von 7 Millionen Euro beim Land zu beantragen. Die Stadt müsste dabei wenigstens 10 Prozent der Fördermittel aus eigener Tasche bereitstellen. Ob dazu, wie auch bei der ersten Fördervereinbarung, eine zweckgebundene Spende genutzt werden kann, ist rechtlich umstritten. René Rebenstorf, Beigeordneter des Fachbereichs Planen, gibt sich optimistisch: „Die Scheibe C soll keine Bauruine werden. Wir stehen im engen Austausch sowohl mit dem Landesverwaltungsamt als auch mit dem Stadtrat, um eine Lösung zu finden.“

Ein Leitbild fürs Zentrum

Nach Plänen der Stadt soll des Weiteren auch das anschließende Areal aufgewertet werden. Dazu könnte unter anderem ein Café am Bruchsee entstehen sowie die Zugänge zur Passage und die Freiflächen zwischen den Scheiben einladender gestaltet werden. Des Weiteren soll ein besonderer Fokus auf den Fußgänger- und Radverkehr gelegt werden. Allerdings geht die Stadt im Zuge der Aufwertung auch davon aus, dass bis zu 1 000 zusätzliche Stellplätze für Pkws geschaffen werden müssten. An der Magistrale wurde bereits im vergangenen Jahr ein Aufstellungsbeschluss gefasst, der den Neubau eines Parkhauses mit 600 Stellplätzen vorsieht.

Zusätzlich könnten die bereits bestehenden Parkhäuser in der Albert-Einstein-Straße abgerissen und durch zwei Neubauten mit begrünten Dachterrassen und Geschäften im Erdgeschoss ersetzt werden. Zusätzlich sind im diesjährigen Haushalt mit 1,5 Millionen Euro der Großteil der Fördermittel für Sanierungsmaßnahmen in der Neustadt aus dem Bund-Länder-Programm „Soziale Stadt“ für den Ankauf von Stellplätzen vorgesehen. Ob die Parkhäuser dann tatsächlich gebaut werden, wolle man von der Entwicklung der Nachfrage abhängig machen. Da das zusätzliche Verkehrsaufkommen eine erhöhte Lärm- und Abgasbelastung für die Bewohner darstellt, will man auch nachhaltige Mobilitätsansätze unterstützen. Denkbar wären der Einsatz von Carsharing-Angeboten und Ladestellen für Elektroautos. Auch der ÖPNV soll ausgebaut werden. Schon im Dezember könnte die Neustadt eine S-Bahn-Anbindung nach Leipzig bekommen.

Bereits vor zwei Jahren wurden die Pläne für das Sanierungsgebiet im mittlerweile geschlossenen Terrassencafé der Hochhausscheibe D der Öffentlichkeit präsentiert. Doch an einer Befragung zur geplanten Aufwertung der Neustädter Passage haben lediglich 39 Personen teilgenommen, nur acht von ihnen waren jünger als 60 Jahre. Um Wünsche und Impulse aus

der Bevölkerung einzuholen, greift man daher auf die Erfahrungen der Freiraumgalerie mit ihrer Interventionsarbeit zurück. Denn die Fasadengestaltung an der Scheibe D, die man mit der spanischen Künstlergruppe umgesetzt hat, ist eingebettet in eine Beteiligungswerkstatt. Diese soll eine gemeinsame Leitidee für die Passage entwickeln und dem Aufbau eines Zentrenmanagements dienen.

Doch was soll das überhaupt leisten? „Genau das gilt es nun herauszuarbeiten“, meint Kienast. Dazu will man auch Stimmen aus der Bevölkerung Gehör verschaffen. Die Ergebnisse sollen noch im Sommer der Öffentlichkeit präsentiert werden. Dann will man der Stadt ein Erste-Hilfe-Set an die Hand geben, um mit dem Zentrumsmanagement anfangen zu können. Das umfasst Karten, Beobachtungen, Zählungen und die Erhebung der öffentlichen Meinung zum Gestaltungspotenzial der Neustädter Passage. Mehr als 200 ortsansässige Händler, Passanten und Anwohner haben dazu bereits an Straßenbefragungen und an einer Online-Umfrage teilgenommen.

Info

Die Umfrage finden Sie auf der Website: www.haneo-passage.de

Zumindest die Lage und Erreichbarkeit der Passage wird dabei durchgehend positiv bewertet. Allerdings überwiegen die Mängel. Vor allem die Freiflächen und Aufenthaltsqualität sowie die Vielfalt an Geschäften und Markthändlern ist nach Meinung der Befragten noch stark ausbaufähig. Und das, obwohl bereits 9 Millionen Euro für die Neugestaltung der Neustädter Passage und des Frischemarkts investiert wurden. Doch auch das gastronomische und kulturelle Angebot lässt zu wünschen übrig. Das deckt sich auch mit der Einschätzung der von uns befragten Neustadt-Pioniere. Erwin Bartsch meint etwa: „Halle-Neustadt bietet mir nichts, das ist eine kulturelle Wüstung. Ich wohne gerne in Halle.“ Die Ursache dafür sieht

er nicht zuletzt im fehlenden Angebot für die Jugend: „Früher hatten wir zig Jugendclubs gehabt, in der Scheibe A lebten tausend Studenten. Die haben Leben in die Stadt gebracht.“

Die Hoffnung, dass es besser werden könnte, hat Bartsch indes noch nicht aufgegeben. Unter anderem auch, da die Berufsschule „Gutjahr“ gemeinsam mit der Gemeinschaftsschule „Heinrich Heine“ plant, dem 2009 geschlossenen Kulturtreff am Bildungszentrum neues Leben einzuhauchen. Doch die Neustadt müsse aus seiner Sicht vor allem familienfreundlicher werden. Es fehle zudem an Vereinsleben, es gebe noch zu wenig Leute, die sich vor Ort einbringen wollen. Auch Theater, Galerien oder Ausstellungen könnten den Stadtteil wiederbeleben. Doch bislang geht nur ein Bruchteil der städtischen Förderung für die freie Kulturszene an Projekte in Halle-Neustadt.

Wo spielt die Musik?

Die Stadtplaner, die Halle-Neustadt am Reißbrett entwarfen, sahen in ihrem Entwurf von 1972 für das Zentrum einstmalig ein eigenes Kulturzentrum vor, das Platz für das städtische Sinfonieorchester und das Puppentheater bieten sollte. Drei Entwürfe wurden vorgenommen, keiner wurde umgesetzt. Auch im Stadtmodell der Modellstadt, das Bartsch der Geschichtswerkstatt überlassen hatte, ist davon nichts mehr zu erkennen. Stattdessen wurde an der vorgesehenen Stelle im Jahr 1982 das letzte Kino der DDR eingeweiht und zur Jahrtausendwende bereits wieder abgerissen. Errichtet wurde schließlich ein Einkaufszentrum.

Im Jahr 2003 wurde in der Scheibe A auf 84 Zimmern vier Wochen lang ein ambitioniertes Theaterprojekt unter Mithilfe des Thalia Theaters aufgeführt, das über Halles Grenzen hinweg für Aufsehen sorgte. Das Büro der Veranstalter wurde indes einmal Ziel eines Brandanschlages durch Neonazis, das neue anschließend komplett ausgeraubt. Gegenüber im stillgelegten Gebäude des S-Bahnhofs

ging aus dem Theaterprojekt das „Zentrum für zeitgenössische Kultur“ hervor. Drei Jahre später wurde es bereits wieder geschlossen und das Bahnhofsgebäude abgerissen.

Doch die Neustadt kann auch Lichtblicke vorweisen. Durch die Internationale Bauausstellung 2010 oder die Teilnahme am Bundeswettbewerb „Zukunftsstadt“ konnten neue Impulse gesetzt werden. Mit der Kulturwerkstatt „Grüne Villa“ oder der Jugendberatungsstelle „Tumult“ sind in den letzten Jahren Initiativen entstanden, die sich ausdrücklich an ein jüngeres Publikum richten. Im Kunstraum „Passage 13“ wird alljährlich das Jugendprogramm des Wissenschaftsfestivals „Silbersalz“ ausgetragen. Seit Kurzem verfügt die Passage über einen eigenen Makerspace, in dem sich die Besucher am Siebdruck, Webrahmen oder 3-D-Druckern ausprobieren können.

Kulturelle Keimzellen zu unterstützen und die Arbeit der Aktiven vor Ort zu fördern, zu vernetzen und sichtbar zu machen, darin könnte letztlich auch eine Aufgabe des neuen Zentrumsmanagements bestehen. Während eines Workshops der Freiraumgalerie mit verschiedenen in der

Passage aktiven Trägern ist auffällig geworden, dass die soziokulturellen Akteure die Arbeit der jeweils Anderen bislang kaum kennen.

Im Südpark, der für seine soziale Schieflage berüchtigt ist, wurden mit der sogenannten Kiezkonferenz bereits neue Formen der Netzwerkarbeit angestoßen, die zudem das Misstrauen unter den verschiedenen Bewohnern abbauen könnte. Kurzfristige künstlerische Interventionen gab es auch hier – etwa im vorletzten Jahr mit dem Kunstprojekt „Kaleidoskop“. Der ansässige Jugendclub „Roxy“ arbeitet hingegen schon seit Jahren trotz begrenzter räumlicher, personeller und finanzieller Ressourcen daran, für die Kinder und Jugendlichen aus der Nachbarschaft einen Begegnungsort zu bieten. Deren Chancen auf Zugang zu Bildung und kultureller Teilhabe wird wegen Corona zukünftig kaum besser werden. Sind daher die bisherigen Anstrengungen in der Neustadt ausreichend, um den Stadtteil für junge Menschen und Familien attraktiver zu machen?

Philipp Kienast von der Freiraumgalerie hatte selbst mehrere Jahre in HaNeu gewohnt. Würde er mit seiner Familie zurückkehren wollen? „Ich

könnte mir vorstellen in der Nördlichen Neustadt zu wohnen, das ist ein spannendes Wohngebiet. Dort ist es schön, grün und frei. Aber wo gehst du da abends hin, auf welche Plätze setzt du dich, wo ist dort dein Freisitz, wo spielt da die Musik?“

Text: Jacob Hanitzsch

Wie haben Sie Ihre Ankunft in der Neustadt erlebt? Was wünschen Sie sich für den Stadtteil? Was macht HaNeu lebenswert? Teilen Sie mit uns ihre Meinung und berichten Sie von ihren Erfahrungen und Erlebnissen.

Verfügungsfonds Aktives Neustadt

Bis zu 5.000 Euro Förderung: Ihre Ideen sind gefragt

Dass Halle-Neustadt aus drei aktiven und lebendigen Stadtteilen besteht, weiß jeder, der hier lebt, arbeitet oder Freunde und Verwandte hat oder eine der zahlreichen Einrichtungen besucht. Nichtsdestotrotz gibt es an der einen oder anderen Ecke Dinge, die verschönert werden können – insbesondere auch durch kleinere Investitionen.

Um eine Möglichkeit dafür zu schaffen, dass aktive Personen ihre Stadtteile mitgestalten können, gibt es seit Ende des Jahres 2020 einen sogenannten Verfügungsfonds für das Programmgebiet der sozialen Stadt Halle-Neustadt. Über diesen Fonds können Gelder bis maximal 5.000 Euro beantragt werden. Antragsberechtigt sind nicht nur aktive

Vereine oder Institutionen, sondern auch Einzelpersonen mit guten Projekten, welche dem Leben und dem Miteinander im Quartier dienen.

Dabei besteht der Verfügungsfonds sowohl aus Fördergeldern von Bund und Land als auch der Stadt Halle (Saale) und dient für Projekte, die eine direkte Wirkung auf das Fördergebiet und seine dort lebenden und arbeitenden Menschen haben. Mit Hilfe des Verfügungsfonds werden Mittel sowohl für vorhandenes als auch neues Engagement im Quartier zur Verfügung gestellt. Angesprochen ist jeder, der eine gute Idee fürs Quartier hat, dazu selber auch etwas Geld beisteuern kann, der aber für die Gesamtrealisierung Unterstützung sucht.

Wie komme ich nun an das Geld, wenn ich eine Idee habe? Sie können entweder über die Homepage des Quartiermanagements Informationen sowie die nötigen Antragsunterlagen einsehen oder Sie kommen direkt im Quartiersladen der AWO SPI GmbH im Ernst-Barlach-Ring 21 oder im Mehrgenerationenhaus Pustebäume vorbei. Dort können Sie den Flyer und persönliche Informationen zum Verfügungsfonds erhalten. Wir beraten Sie gern bei der Antragstellung.

Text: Sascha Epp & Johanna Ludwig

Info

Alle Unterlagen finden Sie online unter:

<http://quartiermanagement.spi-ost.de/verfuegungsfonds/>

Halles Neustadt im Lichte der Geschichte

Ein Beitrag der Geschichtswerkstatt Halle-Neustadt

Im Angesicht fortschreitender Abwanderung und in Ermangelung städtebaulicher Visionen war die Einrichtung der „Geschichtswerkstatt Halle Neustadt“ eine Chance, die Sicht auf eine überkommene Wohnutopie zu versachlichen und für historische Einordnung zu sensibilisieren. Dies ist gerade deshalb so wichtig, da medial meist der Eindruck erweckt wird, „Plattenbaugebiete“ seien ein Phänomen der DDR und darum soziale Brennpunkte. Irrtum – Massenbauweise mit Beton ist keine Erfindung der DDR, es war Zeitgeist und Notwendigkeit seit der Industrialisierung, Wohnbedarfe bei wachsender Bevölkerung effektiv zu decken.

Im Falle von Halle-Neustadt entstand aus einem Gemenge von geplanter „Lösung der Wohnungsfrage“, Idealismus und Materialmangel eine einzigartig durchstrukturierte und rationalisierte Wohnstadt für die Chemiewerker von Buna und Leuna. Die zuvor schon in Hoyerswerda und Schwedt erprobte industrialisierte Bauweise mit Betonfertigteilplatten kam in Halle-Neustadt in vollendeter Konsequenz zur Anwendung.

Die in der DDR erstmals organisierte künstlerische Gestaltung des öffentlichen Raumes und die Kunst am Bau, aber auch Kreationen wie die universell einsetzbare HP-Schale von Herbert Müller und Rundbauten als Gegenthese zum Rechten Winkel begründen die Bedeutung Halle Neustadts für die DDR-Moderne. Chefarchitekt Richard Paulick und seine Mitarbeiter schöpften zudem Inspiration aus internationalen städtebaulichen Vorbildern, z. B. bei den fünf „Scheiben“ (Stockholm) und der Passage (Rotterdam).

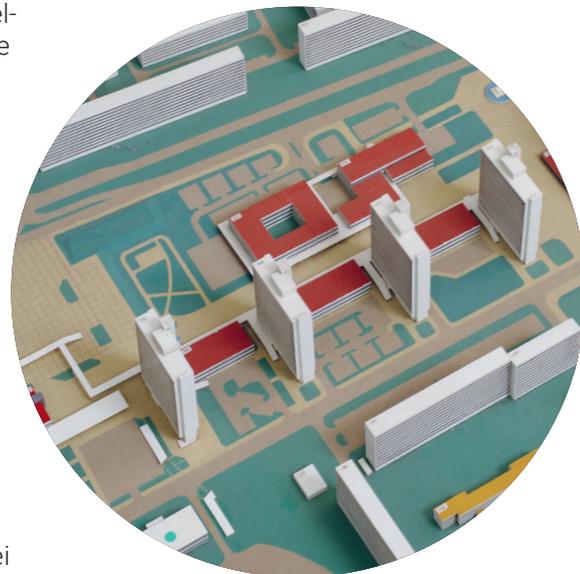
Halle Neustadt als größtes Städtebauprojekt der DDR war der Höhepunkt im Schaffen Richard Paulicks. Die ersten Erfahrungen sammelte er als Mitarbeiter von Walter Gropius am Bauhaus und ab 1933 als Architekt und Stadtplaner in Emigration in Shanghai.

Dennoch – aus der einst heiß begehrten hellen „Neubauwoh-

nung“ mit Zentralheizung, Nasszelle, Durchreiche und Balkon wurde heimlich still und leise eine triste „Plattenbauwohnung“ in einem ebensolchen „Plattenbaugelände“, das für viele Menschen spätestens nach dem Ableben der DDR keine Lebensperspektive mehr bot. Hatte sich der Qualitätsverfall und Verschleiß im Wohnungsbau bereits in den 1980er Jahren angedeutet und verblasste das Image der hellen Neustadt buchstäblich, gab es nach 1989 kein Halten mehr. Undifferenzierte mediale Stigmatisierung tat ihr Übriges und erschwerte auch bei den politischen und planerischen Verantwortlichen einen sachlichen Umgang mit dem ungeliebten städtebaulichen Erbe.

Die zum großen Teil verfallene Altstadt wurde – zum Glück! – sukzessive saniert und immer attraktiver, und im Stadtumland sprießten Eigenheimsiedlungen in einer neuen Monotonie oder Beliebigkeit, die mancherseits neues Kopfschütteln erregte, für die Häuslebauer aber „was Eigenes“ war. Viele derjenigen Menschen, die Arbeitsplatzverlust und Perspektivlosigkeit erlitten, verließen ihre Heimat gänzlich. So schrumpfte Neustadt, nun Stadtteil von Halle, von knapp 94.000 Einwohnern 1987 bis zum bisherigen Tiefstand 2013 auf gut 44.000, weniger als die Hälfte.

Immerhin – Neustadt kam seit Ende der 1990er Jahre immer mehr in den Fokus städtischer Planung. So konnten Förderprogramme wie „URBAN 21“ und „IBA Stadtumbau 2010“ sowie Kunstaktionen und Ausstellungen Perspektiven eröffnen und konkrete Projekte umsetzen, aktuell z. B. die „Freiraumgalerie“. Trotz teilweise schmerzhafter Abrisse seit 2002 sanieren die Wohnungsunternehmen ihren Bestand, gestalten das Wohnumfeld und tragen so zur Steigerung der Attraktivität des Wohnstandortes Neustadt bei. Die „Platte“ ist immer weniger grau, oftmals verputzt und durch die



nach 50 Jahren hochgewachsenen Bäume auch weniger dominant.

Bei aller sozialpolitischen Problematik, die wir heute haben, die aber gesamtgesellschaftlich zu beleuchten ist, hat die Neustadt durchaus Potenzial. Hierzu sollte man sich ihre besondere Geschichte doch stärker vergegenwärtigen und die ideologische Brille einmal abnehmen. Weder mit Verbrämung noch mit Stigmata kommen wir hier weiter.

Die Geschichtswerkstatt leistet dazu gern ihren konstruktiven Beitrag. Anhand des großen Stadtmodells im Maßstab 1:1.000 und zahlreicher Bild- und Sachdokumente aus der Aufbauzeit der einstigen „Chemiewerkerstadt“ kann man sich sein eigenes Urteil bilden. Gern bieten wir auch Stadtrundgänge zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten an.

Text: Ralf Hühne

Kontakt:
Geschichtswerkstatt Halle-Neustadt
Bauverein Halle & Leuna eG
Hemingwaystraße 19
06126 Halle (Saale)
Tel.: 0345/6734912
Mail: r.huehne@bauverein-halle.de

IMPRESSUM

Herausgeber: AWO SPI GmbH,

Quartiersmanagement Halle-Neustadt

Redaktion: Johanna Ludwig, Sascha Epp, Jacob Hanitzsch

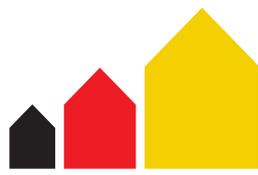
Entwurf: Jacob Hanitzsch

Kontakt: j.ludwig@awo-spi.de

s.epp@awo-spi.de

Beiträge für die **nächste Ausgabe** können bis zum 15.08.2021 eingereicht werden.

Gefördert von



**STÄDTEBAU-
FÖRDERUNG**

von Bund, Ländern und
Gemeinden

Elektronische Zeitung

Jede Ausgabe der HANEUIGKEITEN können Sie auch online lesen. Scannen Sie dafür den unten stehenden QR-Code oder besuchen Sie die Website des Quartiersmanagements in Neustadt unter quartiermanagement.spi-ost.de

